

überhaupt eine Wahl gelassen? Alle ihre Freunde und die Familie hatten sich über ihren Entschluss gefreut, doch immerzu hörte er sie sagen: »Was für ein Glückspilz du bist, Antoine.« Keiner sah es von der anderen Seite. Er war in der Tat glücklich, Marine an sich zu binden, aber vielleicht zog sie dabei den Kürzeren?

Verlaque schaute zu einem Palazzo auf. Eine runde Keramiktafel trug stolz das Baujahr 1578. Bougainvillea in leuchtendem Pink fiel wie ein Wasserfall über die blassgelbe Fassade herab. Er genoss es, wie dieses Pink und Gelb mit dem Dunkelgrün der Fensterläden harmonierte. Wer diese Farben ausgewählt hatte, musste einen Blick für Schönheit haben, und doch zeigten die zurückhaltenden Bewohner kaum ein Lächeln. Vielleicht mussten guter Geschmack und allgemeines Wohlbefinden nicht Hand in Hand gehen. Wie aufs Stichwort öffnete eine alte Frau die Tür des Palazzos, warf ihm einen Blick zu und schloss sie dann rasch wieder. Er hatte nicht einmal Gelegenheit, ihr *Buon giorno* zu sagen. Konnten diese Frauen ihm in die Seele schauen? Dachten sie etwa auch, dass Antoine Verlaque Marine Bonnet nicht verdiente?

Mit einem Seufzer schritt er weiter aus. Jetzt musste er den Kopf einziehen, als er unter einem steinernen Bogen hindurchging. Dort war es dunkel, und sein Blick suchte den Sonnenstrahl ein paar Schritte entfernt am Ende des engen Tunnels. Er konnte das Echo seiner Schritte hören, das die feuchten Mauern zurückwarfen. Antoine ging schneller. Die lange, unglückliche, ehrlose Ehe seiner Eltern ging ihm durch den Kopf, seine Affären, bevor er Marine begegnete, sein versnobter Lebensstil und seine rüde Art. Sahen die alten Dorfbewohnerinnen ihm das an und wandten sich deshalb angewidert von ihm ab? Marine hatte einen besseren, milderen Menschen aus ihm gemacht, das hatte sein bester Freund Jean-Marc ihm einmal gesagt. Aber was hatte er Marine gegeben? War sie durch ihn vollkommener geworden? Jetzt trat er aus dem dunklen Gang auf den in helles Sonnenlicht getauchten Platz hinaus. Blinzeln konnte er erkennen, dass eine große, schwarz gekleidete Gestalt ihm entgegenkam. »*Signore Verlaque! Il Giudice!*« Es war Pater Piero. Verlaque schüttelte ihm die Hand. »Fühlen Sie sich gut?«, fragte Piero auf Französisch mit leichtem Akzent. »Oder ist Ihnen in dem Tunnel ein Geist begegnet?«

»Mein eigener«, gab Verlaque zurück.

Lächelnd nahm der Priester Verlaques Hand. »Sie heiraten heute. Da ist es normal, dass Sie sich ein wenig ... unbehaglich fühlen.«

»Dort in dem Tunnel«, sagte Verlaque, bemüht, ruhiger zu atmen, »hatte ich das Gefühl, dass ich von all meinen Dämonen gehetzt werde.«

»Dämonen brauchen wir am Tag Ihrer Hochzeit nicht.«

Verlaque lächelte ihm zu. »Aber was soll ich machen?«

»Also, lieber Richter«, meinte Piero, legte Verlaque den Arm um die Schultern und führte ihn in der entgegengesetzten Richtung über den Platz. »Sie haben zwei Möglichkeiten. Erstens, die Beichte ...«

Lachend blieb Verlaque stehen. »Ich habe nicht gebeichtet, seit ...«

»Seit Ihrer Firmung?«

»So ungefähr.«

Darauf sagte Piero nichts. Sie gingen weiter.

»Und die zweite Möglichkeit?«, fragte Verlaque.

»*Un caffè corretto*.«

»Kaffee und Grappa? Diese Variante wäre mir lieber.«

»Das habe ich mir gedacht. Gehen wir also ins Café, lassen uns auf der Terrasse nieder und schauen aufs Meer. Sie sind ein guter Mann. Zu mir kommen viele Paare, die heiraten wollen. Sie, Antoine, haben sofort einen Blick dafür gehabt, wie schön dieses Dorf und seine Kirche sind. Hier heiratet man gern. Doch Menschen schließen die Ehe aus den verschiedensten Gründen, guten und schlechten. Ich kann nur meinen Rat und meinen Beistand anbieten, den Segen spenden und das Beste hoffen. Am Tag der Heirat sind alle nervös, so wie Sie jetzt. Die Männer bedauern meist, dass ihnen nun weniger Geld gehört und ihre wilden Jahre vorbei sind. Vielleicht bin ich altmodisch, und auch Frauen haben solche Gedanken.« Er lachte und bog dann in die schmale Straße ein, die zum Café führte. »Die meisten Frauen aber sorgen sich um die Feier. Die Blumen. Das Kleid. Den Abend. Das Essen. Die Gäste. Doch Ihre Professorin ist – wie soll ich das sagen? – so gelassen, als glaubte sie an das Zen. Sie wirkt glücklich, strahlt förmlich von innen. Und Sie sind der Mann, der sie glücklich macht.«

1. Kapitel

Ein Herzog und sein Garten

Der Duc de Pradet (von seinen Freunden nur Michel Xavier genannt) hatte im Leben Glück gehabt, und das wusste er auch. Geboren 1946 in Paris, hatte er den Krieg und die deutsche Besatzung nicht miterleben müssen. Er war zu jung und von seinen Eltern gut behütet, um die Not und die Rationierung in den 1940er und Anfang der 1950er Jahre kennenzulernen. Als Jugendlicher durfte er das Fach studieren, das er liebte – nicht Jura, wozu man mehrere seiner Cousins zwang, sondern Geschichte. Sein Vater war kein besonders praktisch denkender Mensch gewesen. Mit 25 heiratete er Marguerite – aus Liebe, nicht wegen Ansehen oder Grund und Boden (obwohl Marguerite eine gute Partie war).

Sicher hatte sich auch sein Leben nicht immer einfach gestaltet. Sie konnten keine Kinder bekommen, was ihnen anfangs fast das Herz brach. Aber mit den Jahren gewöhnten sie sich an ihre Zweisamkeit. Um die Kinderlosigkeit zu überspielen, gingen sie auf lange Reisen. Und während andere Paare vielleicht ein Kind angenommen oder sich mehr für ihre Nichten und Neffen interessiert hätten, rückten Herzogin und Herzog enger zusammen. Sie kapselten sich nicht gerade ab, hatten viele Freunde und gesellschaftliche Verpflichtungen, aber im Alltag waren sie sich selbst genug. Sie kümmerten sich um Haus und Garten in Aix-en-Provence, um ein kleines Anwesen in Burgund und ein Appartement am linken Seineufer von Paris. Das war für sie ein erfülltes Leben. Dann starb Marguerite mit 63 Jahren an Brustkrebs.

Der Duc saß auf einer Holzbank in seinem Garten. Anfang der Woche hatte es geregnet, doch jetzt schien die warme Aprilsonne. Die Pflanzen prangten in frischem Grün, das im trockenen Sommer von Aix verblassen würde. Es war noch kühl genug, um draußen sitzen und die Sonne voll genießen zu können. Mit dem saftigen Grün würde auch diese Möglichkeit bald dahin sein und der Duc sich bis Mitte September in sein Landhaus nach Burgund zurückziehen.

Er stand auf, streckte sich und griff dann nach Korb, Heckenschere und den Arbeitshandschuhen aus Ziegenleder. Seine Pflanzen, besonders die Rosen, zu gießen war für den Duc eine heilige Handlung. Wenn er sich in Paris oder Burgund aufhielt, bezahlte er die Hausangestellte großzügig dafür, dass sie es an seiner Stelle tat. Die blassgelbe Lady Banks stand in voller Blüte, und eine wahre Flut der zarten, fast federartigen Röschen fiel über eine Wand des Stadthauses herab. Leise vor sich hin summend, schnitt er ein paar Rosen ab und legte sie vorsichtig in den Korb. Marguerite hatte sich hervorragend auf Blumenarrangements verstanden. Jetzt erledigte sein Diener und Koch Manuel diese Aufgabe für ihn.

An einem Nachbarhaus ging ein Fenster auf und wieder zu, ein Kind lachte, und jemand hustete. Es gab immer Geräusche in diesem Garten, den über ein Dutzend Häuser miteinander teilten. Doch den größten Lärm machten die Vögel. Sie übertönten die Stimmen der Fußgänger draußen auf der Rue d'Italie, ja sogar das Brummen der Autos und Busse, die über den Boulevard du Roi René fahren. Der Duc musste lächeln, denn ein schöner zweiwöchiger Besuch bei seinen Freunden Lord und Lady Ashcroft fiel ihm ein, deren Stadthaus in Kensington ebenfalls an einem Gemeinschaftsgarten lag. Dort in London war er auf die Idee gekommen, sich eine Holzbank mit einem Schildchen an der geschnitzten Lehne zuzulegen, auf der stand: *Pour Marguerite, qui adorait ce jardin.*¹

Als er es wieder husten hörte, wandte er sich um. »Mme Dreyfus«, sagte er lächelnd. Wegen ihres Alters sprach er sie mit Madame an, obwohl er wusste, dass sie nie geheiratet hatte. Sie war eine gutaussehende Frau, trug ihr dichtes weißes Haar kurz geschnitten, fast wie einen Bubikopf, was ihre tiefblauen Augen nur noch mehr zur Geltung brachte. Eine Schildpatt-Lesebrille an einer Kette um den Hals war ihr ständiger Begleiter, und sie schien sich nur in Schwarz und Weiß zu kleiden. Er schätzte die Antiquitätenhändlerin auf sein Alter, vielleicht auch etwas jünger.

»Sind die Rosen schön«, sagte sie.

»Möchten Sie ein paar mitnehmen?«, fragte der Duc und wies auf seinen Korb. »Sie haben bestimmt eine kleine elegante Vase, vielleicht aus Sèvres-Porzellan, in Ihrem Geschäft.«

»Ich habe eine, die perfekt passt«, antwortete sie. »Ja, ich hätte gern ein paar Rosen, wenn Sie sie entbehren können.«

»Ich gehe schnell ins Haus und bitte Manuel, sie für Sie einzupacken.«

»Das ist doch nicht nötig«, meinte sie.

»Aber die Dornen ...«

»Mein Taschentuch genügt«, gab sie zurück und zog ein altmodisches leinenes Tüchlein aus der Tasche ihrer Strickjacke.

»Wie praktisch«, ließ der Duc hören, nahm das Tüchlein und legte es vorsichtig um die Stiele. »Wer passt jetzt auf Ihr Geschäft auf?«

Mme Dreyfus wies auf ihre Armbanduhr. »Ich habe Mittagspause.«

»Ja, natürlich«, antwortete er und schaute zum Himmel auf. »Ich habe die Zeit ganz vergessen.«

»Hören Sie nicht die Gäste im Restaurant?«, fragte sie und wies hinter sich. »Die Fenster stehen doch weit offen.«

»Nein, zum Glück nicht. Ich höre nur den Brunnen plätschern, besonders bei Nacht.« Jetzt fiel dem Duc ein, dass Gaëlle Dreyfus' Geschäft und Wohnung nur zwei Häuser von dem Restaurant entfernt lagen, während er am entgegengesetzten Ende des Gartens wohnte. Von dem Restaurant hörte er keinen Laut, und auch die Rue Mistral ging er sehr selten entlang. Sie schien für ihn Welten entfernt.

»Deswegen bin ich eigentlich hier«, sagte jetzt Mme Dreyfus. »Wegen des Restaurants ...«

»Nehmen Sie doch Platz.«

Gaëlle Dreyfus ließ sich auf der sehr englisch wirkenden Bank nieder. Als sie den Mann ansah, fiel ihr zum ersten Mal auf, dass er mit seinem Tweedjackett von Harris, seiner Strickweste und dem schütterten grauen Haar, das er ein wenig zu lang trug, viel mehr von einem englischen Lord als einem französischen Duc hatte. Doch die hohen Wangenknochen, die schmalen Lippen und die blauen Augen (ihren eigenen nicht unähnlich) sagten ihr, dass er in seiner Jugend ein gutaussehender Mann gewesen sein musste.

»Ein Kunde«, begann sie, »ein Architekt, hat mich informiert, dass der Chefkoch des Restaurants, der zugleich auch der Besitzer ist, bei der Stadt die Genehmigung beantragt hat, auch draußen Tische aufzustellen.«

»Die bekommt er nie«, antwortete der Duc rasch und verschränkte die Arme vor der Brust, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Es gibt nicht ein einziges Restaurant